



CHAD

ERZÄHLUNGEN UND GEDICHTE ANITA COUDENHOVE-KALERGI

Published by visipix.com, edited by Hannes Keller
under permission of Caspar Reinhart

Umschlagfoto Rückseite: Bernhard Rüst
Gestaltung: Anne-Marie und Caspar Reinhart
Ilona Szell
Druck: OK Stulz, Zürich
Copyright © 1982 Zürich by Kalamaki Verlag – Caspar Reinhart

Kommentar von Hannes Keller

In 1959 machten Caspar Reinhart, Peter Egli und ich 6 Monate Ferien in Athen, um uns von den Strapazen der Jugend zu erholen.

Caspar war befreundet mit den legendären "Anita und Ery". Wir mieteten ein Haus in der Nähe und erfreuten uns der Privilegien einer grossen Freundschaft. Anita verdiente den Lebensunterhalt mit ihrem „Naturschmuck“ aus gewöhnlichen Steinen, Messing, Kupfer und Leder. Die Formen zählten. Intelligenz ersetzte Gold und Diamanten etc. Niemals zuvor und auch danach habe ich mich über so viel Weisheit und Verständnis der Welt und den Leuten gefreut. Später wurden Anita und Ery – welche nie reguläre Pässe besaßen – erlaubt, in der Schweiz zu leben, mit Hilfe der finanziellen Garantien von Freunden.

Ich erinnere mich an einen unvergesslichen Moment nach einer Show des Komikers Jango Edwards. Anita war sehr alt und residierte in einem Rollstuhl. Nie zuvor hatten wir Jango getroffen. Er sah Anita, kam hinüber und küsste sie. Anita hatte dieses unglaubliche Charisma, welches sofort von einigen Personen erkannt wurde.

Anitas und Erys Erinnerungen reflektieren den unglaublichen Reichtum von Geschichten, Witzen und Ideen der Donau-Doppelrepublik, der jüdischen Tradition und Literatur in Osteuropa. Kusenberg, Zweig, Kafka, Brod, Tucholsky, Rezzori, Vaszary und viele andere. Vieles von diesem Reichtum wurde in Auschwitz ausgelöscht. Es brauchte den zweiten Weltkrieg und mehr als 20 Millionen Opfer, um das Gift aus dem Kopf von Adolf Hitler auszulöschen. Die Erinnerungen von Anita und Ery gehören zu den letzten Legenden dieser Literatur.

„Anita und Ery“, die legendären Hiyokudori

In China und in Japan sind die Hiyokudori bekannt als Vogelpaar, die nur gemeinsam leben können. Der eine Vogel hat nur einen linken Flügel und ein linkes Auge, der Partner einen rechten Flügel und ein rechtes Auge. Fliegen können sie nur zu zweit. So ist es auch mit „Anita und Ery“, die man



immerzu gemeinsam nannte. Als Einzelpersonen waren sie gar nicht denkbar. Es gibt in der Kulturgeschichte einige solche Paare: „Tristan und Isolde“, „Orpheus und Eurydike“, „Jean Paul Sartre und Simone de Beauvoir“, „Romeo und Julia“, „Angelina und Brad“, „Superman und Lois“, „Paris und Helena“, „Faust und Mephisto“, „Izanagi



und Izanami“, „Franklin und Eleanor Roosevelt“. Ganz Weimar staunte, wenn die Geistesgrössen „Goethe und Schiller“ ins Gespräch versunken durch die Strassen gingen. Über kein Traumpaar wurde weltweit mehr geweint als über die vom Winde verwehten „Scarlett und Ashley“.

Die schwierigste Aufgabe der Evolution

Es ist schon verwegen genug, wie die Evolution allein mit Trial and Error aus einem Krokodil einen Elefanten entwickelt. Gigantisch ist die Schwierigkeit, dass immer zwei Wesen, Mann und Frau, koordiniert zu evolutionieren sind und auf jeder Evolutionsstufe gemeinsam tadellos funktionieren wollen und müssen. Sex ist der bewährte Kontaktkleber. Die Kunst ist voll von Schilderungen gewagter Liebe trotz abgrundtiefer Verschiedenheit . . . Die Natur und die Medien sind sehr stolz, wenn ein prächtiges Traumpaar gelingt. Kein Aufwand war ihnen zu teuer, um mit Diana etwas Grosses zu schmieden - es reichte aber nur für eine törricht-tödliche Schmierentragedie mit einem Raser-Chauffeur in der Rolle des Charon.

Vorwort zu den Autobiografien von Anita und Ery

«Das ist ein Auftrag», hatte mir Ery im Schaffhauser Spital mitgeteilt. «Du kannst ihn selbstverständlich ausschlagen. Oder schlecht ausführen, dann gebe ich dir den Text zurück.» Es war der alte Ery, noch durchscheinend und schmal nach der zweiten Operation, aber wieder präsent mit klaren Wünschen.

Mein Auftrag also: die autobiographischen Notizen von Ery Coudehove heranzurücken an Anita Coudehoves Erzählungen und Gedichte, die verschiedenartigen Schritten zusammenzubinden.* Die Freunde der beiden - und ihnen sind die Publikationen zugeordnet - sollen begreifen, dass Ery vorab sein eigenes Leben aufzeichnete, dass er die persönliche Beziehung zu Anita weitgehend ausklammerte. Er hatte ursprünglich gehofft, dass auch sie sich entschlüsse, ihre Erinnerungen festzuhalten. Sie hat es nicht getan. Aber sie verarbeitete im Jahr 1938 - rückschauend - wenige ihrer wichtigen Impressionen aus der Jugendzeit in Novellen und Gedichten.

Ery erzählt sein Leben fragmentarisch, assoziativ. 1958, bei einer ersten Reise in die Schweiz, hört der Bericht unvermittelt auf. Einzelne Stationen sind herausgehoben, ergeben eine merkwürdige Reiseerzählung: Ronsperg, Prag, Wien, Australien, Paris, Athen, Venedig. Es sind jedoch nicht Städte oder Länder, denen man begegnet, sondern vorwiegend Menschen. Menschen in Kaffeehäusern, Schiffen, Strassenbahnen, Zügen, Büros, Ämtern. Menschen als Freunde, Familienangehörige, Lehrer, Zufallsbekannte, Ungeliebte. Menschen als Orientierungspunkte in Erys ureigener Welt. Alle, die Anita und Ery lange schon kennen, sind vertraut mit einem grossen Teil dieses Personen-Universums und fühlen sich aufgehoben in den oft gehörten Geschichten, die Erys Leben wie ein Geflecht umbinden.

Und doch gibt es da Unerwartetes, Unbekanntes. Etwa die Fahrt von Paris nach Wien an Weihnachten 1934: «Die Vergangenheit war vorbei, fertig, abgeschlossen, die Zukunft noch nicht da und unergründlich. Ich hatte keine Pläne, ich war ratlos und der Verzweiflung nahe wie nur später manchmal während der Okkupation in Griechenland. Ich spürte es ganz deutlich, ich war an einem Tiefpunkte meines Lebens angelangt. . . Ganz plötzlich kam es mir zum Bewusstsein, dass alles, was wirklich galt, Anita und ich, von dem schmierigen Abteil umgrenzt waren, und dass es eigentlich nicht viel anders war als immer, dass alles andere, Besitz, günstige oder ungünstige Umstände, alle Abenteuer und Episoden des Lebens Beiwerk waren, an sich unwichtig, solange man nur seinem ethischen Code treu blieb. Eine grosse Ruhe war plötzlich über mich gekommen und eine eigenartige Seligkeit, während der Zug durch die Nacht rollte. Dies war eines der grossen Erlebnisse meines Lebens.»

Ethischer Code: Hier ist die Brücke zu Anita, die Möglichkeit des Zusammenschiebens dieser unterschiedlichen Texte. Sowohl Anita als auch Ery

* Anita Coudehove-Kalergi: «Chad» Erzählungen und Gedichte
Ery Coudehove-Kalergi: «Da fällt mir eine Geschichte ein»
Beide im Kalamaki-Verlag, Oktober 1982

landen Ruhe und Sicherheit in strengen, selbstauferlegten Gesetzen, welchen sich jeder von ihnen beugte. Grundverschiedene «Codes» natürlich - entsprechend der Grundverschiedenheit dieser zwei Menschen. Aber jeder achtete des andern Mut, nach den eigenen Richtlinien zu leben.

«Aus dem Zwang, mich anzupassen, fremden Gemeinschaften mich einzuordnen, erwuchs der Wunsch nach Sieg.» Dieser Satz steht in Anitas Geschichte mit dem Titel «Chad». Wem der Wunsch nach Sieg erwächst- eine seltsame Formulierung -, der gehört bestimmt nicht zum Typus des Siegers. Solcher Wunsch wächst aus tiefer Scheu heraus, aus der Angst vor Einordnung in Fremdes. «Anita hat stets in furchtbarer Angst gelebt», sagte mir Ery einmal. Weil er diese unheimliche Angst kannte, ist er- auf manches verzichtend - stets in ihrer Nähe geblieben. Wir Freunde haben das nicht immer verstanden. Ery aber wusste, dass Anita durch alles Fremde bedroht war. Und fremd war ihr alles, was nicht zu ihrer persönlichsten Welt gehörte. Das spürt deutlich, wer ihre Texte liest. Anita hatte keine Geschwister. Sie lebte nach dem Tod des geliebten Vaters- er wusste ihre Kleinkinderwelt mit seinen Geschichten zu verzaubern - mit der Mutter zusammen in Wien. Besuch der Kunstakademie mit Schwerpunkt Bildhauerei. Beginn eines Medizinstudiums. Es war die Zeit des Aufbruchs nach dem Ersten Weltkrieg, der Wagnisse in jedem möglichen Bereich. Für uns, die wir diesen ganzen Wirbel einzig aus der Distanz kennen, aus der Rückschau auf Expressivstes in Literatur, Malerei und Lebensweise, scheint Anita eine Verkörperung jener Jahre. Ihre eindrückliche Erzählung «Das Porträt» trifft haargenau die konfus-schöpferische damalige Stimmung. Es ist die Bildskizze einer ihr seelisch nahestehenden Figur, der sie den Namen Dongo van Heeregen gibt. Dongo ist Kolonialarzt, Alkoholiker, Kokainist, hochbegabter Einsamer. Eigentlich hat Anita jene Aufbruchzeit stets mit sich getragen. Älter werdend und alternd wurde sie zunehmend zur Fremdlingin, glühend verehrt von jungen Freunden, weiche spürten, dass vergleichbare Kraft heute verloren scheint. Diese Kraft fühlten aber auch jene, die sich Anitas Ausstrahlung bewusst entzogen und sich ihren schwierigen Ansprüchen nicht beugen mochten. Es war möglich, mit Anita verneinend befreundet zu sein, ihr ablehnend nahezustehen.

Anita und Ery: zwei Leute ohne «bürgerliche» Berufe, Aussenseiter, Heimatlose. Beim gemeinsamen Beginn schon waren sie beengt durch die immer bedrohlichere politische Situation in Europa. Nochmals muss hier das Stichwort «ethischer Code» fallen, Anita und Ery haben dank strengster ethischer und auch moralischer Disziplin innerlich überlebt. Und nicht nur das. Dank solcher Disziplin sind sie zum Zentrum eines weiten Freundeskreises geworden, zu Vorbildern für viele. Anita und Ery waren aber nie das, was man heute leichtfertig mit dem Begriff «Aussteiger» bezeichnet. Aus diesem Missverständnis erwachsen falsche Beurteilungen, schwärmerische Interpretationen vor allem ihres Kalamaki-Daseins. Ich glaube, dass einige ihrer betont hymnischen Verehrer am zentralen Punkt vorbeisahen: an der selbstauferlegten Disziplin.

Unerbittlich streng war Anita in ihrer künstlerischen Arbeit. 1933 hatte in Paris die grosse «Exposition coloniale» stattgefunden. Anita sah dort einfache Schmuckarbeiten aus Schwarzafrika, hätte liebend gern ein Stück erstanden, konnte es sich nicht leisten und fing an, selbst Schmuck zu schmieden. Dieses Staunen über

ursprüngliche Formen, Materialien und Techniken war der Beginn von Anitas Schmiedekunst. Dank ihrem Eigenwillen und ihrer schöpferischen Gradlinigkeit fand ihr Schmuck Jahrzehnte später internationale Beachtung. 1958 stellte sie in der Zürcher Galerie «Neumarkt 17» erstmals ihre Objekte aus und erklärte in der Kunstzeitschrift «Du» die Intentionen: «Obgleich ich es keineswegs ablehne, auch Edelsteine und Edelmetalle zu verarbeiten, wähle ich mein Material nicht um seiner Seltenheit und seines Wertes willen . . . Sich schmücken bedeutet ja keineswegs materielle Werte zur Schau stellen, sich eine reiche Mitgift um den Hals hängen. Viele an sich wertlose Stoffe wie Stein, Eisen, Bein, Leder können durch wesensgemässe Bearbeitung zu Edlem erhöht werden. . . Der Stein, einmal zur Steigerung seines Wesens gezwungen und in lebendige Beziehung zu einem Träger gebracht, hört auf, nur rein äusserlich dekorativ zu wirken . . . Vermöchten wir unsere Umwelt «wie am ersten Tage» zu erleben, wir würden in der bunten Vielfalt kleiner Steine genau dasselbe Schöpfungswunder sehen wie in den Edelsteinen . . . Die naturhafte Bearbeitung und die aus ihr sich ergebenden Formen verursachen manchmal Missverständnisse. Weil ich gegenwärtig in Griechenland lebe, werden meine Erzeugnisse manchmal für Kopien archaischen Schmuckes gehalten. Davon kann keine Rede sein. Meine auf das Einfache gestellte Arbeitsweise hat zwangsläufig die in allen Primitivkulturen aufscheinenden Urformen zum Ergebnis . . . »

Anitas Schmuck ist eine Herausforderung an Käufer und Träger. Wer sich diese Stücke zu eigen macht und liebt, hat deren Kunstwert anerkannt und bekennt sich zur Kraft der Künstlerin.

Anitas Kraft hat sich nicht nur in ihrem Schmuck manifestiert. Zwingend war ihre temperamentvolle Präsenz bei Gesprächen in kleinerem oder grösserem Kreis. Alle haben wir immer wieder ihre hohe Intelligenz, Raschheit und Fähigkeit bewundert, Kompliziertes gedanklich auseinanderzupfen und exakt zu ordnen. Sie hat diese Fähigkeit sogar während ihrer langen und mühseligen Krankheit nie ganz verloren.

«Ich versuchte, aus dem spärlich Vorhandenen mit Schlauheit und liebevollem Aufwand an Phantasie das Mögliche herauszuarbeiten», schrieb sie in der Erzählung «Herbst». Sie hat das Mögliche erarbeitet. Dank ihrem Willen und dank Erys Wissen, dass seine Hilfe unerlässlich war.

Lusuolo, im Oktober 1982 Susanne Knecht

Inhalt

Chad	7
Das Lied	10
Herbst	12
Ein Portrait	16
Der Weisse	21
Gedichte ohne Titel	24

CHAD

In dem kleinen Orte, in dem ich einen Teil meiner Kinderzeit zubrachte, gab es nahe dem Hause einen Akazienbaum. Diesen Baum liebte ich. Er war der grosse Freund meiner einsamen und schwierigen Kindheit. Zu ihm kam ich mit allen meinen Freuden und Leiden, und seine Wesenheit war verständnisvoll und unendlich milde. Wir beiden hatten einen grossen Feind, einen alten Eichenbaum, dem ich keinen Namen gab, sondern den ich nur den Bösen nannte. Ich hatte einen tiefen Widerwillen gegen ihn und eine undefinierbare Angst vor ihm. Seine wuchtige Breite, seine vielzackige Silhouette, seine düstere Dichte atmeten für mich Beunruhigung aus. Auch konnte ich seinen Geruch nicht leiden. Dieser war die Essenz einer ganzen Geruchskala, die mir Unbehagen verursachte und die, mit den ihr äquivalenten Farben und Formen gepaart, für mich eine unüberwindliche, fremde, feindliche Welt bildete, in die ich nicht einzudringen vermochte.

So entstanden mit der Zeit ganz bestimmte Beziehungen zwischen mir und den Bäumen, aus denen langsam Zeremonien erwachsen, streng geheime, deren übertragener Sinn aber den roten Faden meines Lebens vielleicht ziemlich deutlich in sich trägt.

Chad war in meiner Vorstellung nicht eigentlich der Akazienbaum selbst, sondern sozusagen die Wesenheit des Baumes, seine Seele. Sie wohnte in ihm im Winter unter der Erde, wo sie schlief und traurig war. So hatte ich dann nur selten Zeit, meinen Freund zu sehen.

Im Frühling erwachte er, und da begann unsere wirkliche Beziehung. An den ersten sonnigen, warmen Tagen ging ich zu ihm, so früh ich morgens unbewacht entlaufen konnte und begrüßte ihn. Das Begrüssen hatte streng Zeremonielle Form. Der Sonne zugewendet legte ich meine Stirne und meine Hände an den Baum und sagte: "Guten Morgen, Chad. Ich wünsche dir viel Sonne, damit du erwachen kannst und es dir nicht weh tut."

Immer hob ich ihm von meinen Mahlzeiten etwas auf, brachte es ihm und vergrub es bei seinen Wurzeln. Chad hatte kalten Sturm nicht gern. Er tat ihm weh und brach oft kleine Aeste von seinem Leib. Der Böse hingegen liebte den Sturm. Er hatte starke Aeste, die ihm widerstanden. Auch konnte er seine Blätter festhalten, seine harten, starren Blätter, und gab sie als letzter im Herbst preis, zugleich mit seinen Früchten, die die Schweine gerne essen und in denen Würmer mit bösen Zangen wohnen. Das waren meine Argumente gegen ihn, den ich verantwortlich machte für den Sturm, weil er ihn herbeibat, um sich zu unterhalten.

Wenn die Stunden meiner unklaren Trauer kamen, die ich als Kind Heimweh nannte, und die Distanz zu meinen Nächsten schmerzlich unüberbrückbar wurde, brachte ich viele Stunden bei Chad zu. An seinen Stamm gelehnt weinte ich, bis ich müde wurde.

Chad aber war nicht nur dieser Baum. Er war in allen seinen Artgenossen. Wenn ich auf Spaziergängen mit meinen Eltern zu einer Akazie kam, fand ich gewöhnlich eine List zurückzubleiben, um ihr meinen Gruss zu entbieten. War es durch eine Situation unmöglich, meine Zeremonie zu vollziehen, entschuldigte ich mich zu Hause bei Chad, indem ich ihm ein kleines Geschenk brachte, einen Stein, der mir sehr gefiel, oder irgend eine andere der vielen Kleinigkeiten, die ich sammelte und liebte. Doch unsere ganz grosse Zeit war die Zeit seiner Blüte. Da konnte Chad, meiner Vorstellung nach, seinen Baumleib verlassen und reisen, sehr weit, bis in das Land

der runden Dächer, wo immer Sonne scheint und sein Schlaf kurz und das Erwachen freudig ist. Ich machte mir keinen Begriff, wo dieses Land liegt. Es war in mir entstanden, in plastischen Bildern von bestimmten Formen und Farben. Ich möchte sagen, es war ein Gefüge des Ureigensten, dessen materieller Ausdruck in jenen Formen, Farben und Gerüchen lag, die ich in der Wirklichkeit nie erlebt hatte, von deren Vorhandensein ich aber wusste, wie in alter Erinnerung.

Wenn Chad zum ersten Mal seinen Duft verströmte, war der Tag ein grosses, verborgenes Feiern. Ich wusch mich besonders sorgfältig, schmückte mich mit verschiedenstem Tand und mied die Gesellschaft anderer Kinder. Die Begrüssung war besonders feierlich. Ich ging viele Male im Kreise um den Stamm und bat Chad, nachts, wenn der Mond ganz gross ist, in mein Zimmer zu kommen, um mit mir zu reisen. Auch versprach ich, ihn gegen den Bösen zu schützen, wenn der versuchen sollte, uns zu stören. Hatte ich diese Grusszeremonie vollzogen, nahm ich einige junge Blüten von ihm und ass sie. Abends, nachdem man mich zu Bett gebracht hatte, stellte ich mich schlafend, damit man mich bald verlasse. Dann stand ich auf, öffnete das Fenster und schnupperte, ob ich Chads Duft verspüre. Kam der süsse Geruch in mein Zimmer, setzte ich mich mit gekreuzten Beinen in mein Bett, begann mit meinem Oberkörper zu kreisen und rief seinen Namen, bis dieses unsagbar schmerzhaft Lustgefühl in der Magengrube entstand und ich federleicht wurde.

Dann kamen jene merkwürdigen Erlebnisse: zu wirklich für den Traum und zu raumlos für die Wirklichkeit, die den Stoff bildeten der unzähligen Zeichnungen und gemalten Bildchen, die ich immer wieder verfertigte und die ausser meinem Vater niemand sehen durfte. Es waren wunderbare Erlebnisse für mich, von stärkerer und lustvollerer Realität als die freudigsten Ereignisse meines damaligen Lebens. Ein unsagbares Gefühl des Geborgenseins, des Zu Hause war in mir und ein Ueberströmen einer grossen, umfassenden Liebe: Ich ging auf weichem Sand. Alles war leicht und hell. Eine grosse Sonne stand am Himmel und ich ging in Häuser von fremder Form, die mir heimatlich vertraut waren und in denen es von würzigem Rauche duftete und Frieden war. Ich war jedermanns Kind und doch ich, so ich, wie ich es wach nie empfinden konnte, durchwühlt und erfüllt von diesem Ich und einer liebevollen Demut. Das Zurückfinden war nicht eben traurig, es war nur seltsam unwirklich. Die täglichen Ereignisse verloren ihre Bedeutung, die guten wie die üblen. Ich war gefügiger und stiller und ohne Widerspruch.

Oft störte der Böse unser Licht. Er zog Wolken vor den Mond, damit wir den Weg nicht finden sollten und er seinen Schatten nicht sehen musste. Er fürchtete seinen Schatten, so nahm ich an, doch tat ich es selbst. Ich wäre um nichts in seinen Schatten getreten. Geschah es aus Versehen, oder benützte der Böse den Wind, um seinen Schatten nach mir zu werfen, wenn ich zu nahe kam, so lief ich schnell zum Bach, um meine Füsse zu waschen. Ich hasste ihn. Doch nahm er das Licht, um Chad zu kränken, wurde mein Hass fast schmerzhaft. Ich schlug Nägel in seinen Stamm, um ihm wehe zu tun, biss in seine Aeste und riss büschelweise Blätter von ihm, die ich vor ihm verbrannte. Oft steigerte sich diese Wut zur Raserei und ich schlug mir die Hände blutig an seinem rauhen Stamm.

Ging für Chad die Zeit des Duftes zu Ende und warf er seine ersten welken Blüten zur Erde, grub ich ein tiefes Loch, nahe an seinem Stamm. Dort hinein sammelte ich sie alle, bis an den Tag, an dem er seine letzten abstreifte und wieder gebunden war. Dann nahm ich Abschied von ihm, dankte ihm für seine Liebe und seinen Duft, schüttete die Grube zu und pflanzte Gras darüber.

Im Herbst, mit den ersten kalten Nächten, wurde Chad müde. Seine sanften Blättchen wurden golden und flatterten geräuschlos zur Erde. Er gab sein Laub selbstverständlich und voll Anmut dem Vergehen preis, ohne Widerstand, still und heiter. Er hatte sich im Duft verschwendet und freigebig seine silbrigen Blüten weit geöffnet dem geniesserischen Tummeln schwärmender Insekten. Er hatte sich im Angesicht des Tag- und Nachtgestirns verströmt, in Sommer und Reife und Werden, nun ging er kampflos in den langen Schlaf.

Oft sass ich an spätwarmen Tagen an seinen Stamm gelehnt, unendlich traurig und uralte. Ich wusste, jetzt kam die grosse Zeit des Bösen. Er verströmt seine Kraft nicht an die Blüte, nicht an den extatischen Duft. Seine Stärke stand in trotzigem Vergehen. Er leistete brausenden Widerstand den Stürmen, die an seinen Blättern zerrten, die nur langsam ihre Farbe liessen und kämpfte ächzend um seine Früchte, bis er sie prasselnd zur Erde warf. Oft hielt er den ganzen Winter über triumphierende Büschel seiner vorlauten Blätter fest. Sein modrig-säuerlicher Geruch durchzog die Landschaft und mischte sich mit dem Ahnen um den ersten Schnee. Mit seinem Fest begann für mich die Zeit der Angst. Fröstelnd erschloss ich mich meinem kleinen Pflichtenkreis, mit gutem Willen und verkrampftem Herzen, von ständiger Unruhe getrieben, ein kleines Wesen ohne Ich.

Lange war ich schon von Chad getrennt. Von dem Chad meiner Kinderzeit, dem ilden, verständigen. Aus dem Zang, mich anzupassen, fremden Gemeinschaften mich einzuordnen, erwuchs der Wunsch nach Sieg. Chad, nicht mehr die Wesenheit der Akazie, sondern Chad, das Ureigentliche das Ich in seiner Ursehnsucht, Chad das demütig Freudige, das Schöne, die Liebe, der Traum vom Lande der roten Sonne: Gegen diesen Chad begann ich zu kämpfen. Ich lernte über ihn lächeln, mehr noch, ich lernte ihn missachten - und er schwieg. Nur hin und wieder, wenn in mein rastloses Sehnen von ungefähr ein Duft, eine Farbe, ein Ton sich verirrt, fremd und unendlich geliebt, mich bis zum Schmerz erschütternd, bekam meine Sehnsucht schamerfüllte Form und Gestalt: Chad.

Einmal noch hat Chad ganz klar und unwiderruflich zu mir gesprochen. Nicht mild und traumhaft, sondern zwingend, unabänderlich. Es war in der Bucht von Suez. Ich stand an der Reeling des Schiffes, und wie uralteste Wirklichkeit erlebte ich die reale Erscheinungswelt meiner kindlichen Irrealitäten. Kein Erstaunen war es und kein Verwundern, nur ein ganz grosses Stillwerden und Heimfinden, so selbstverständlich, dass es keine Erschütterung gab. Ein feiner, süssherber, heisser Duft von Rauch, eine unendliche Weite und eine rote Sonne, gross und ewig. Ich war vorübergehend für eine kurze Zeit klarstes Bewusstsein. Ich war die rote Sonne, der gelbe Sand, die kleine Hütte und die unermessliche Weite. Ich war tausendfältiges, heftiges Leben und doch ich. Ein helles Etwas voll unendlichen Glückes und Friedens:

Chad.

Das Lied

Das Lied erstarb.
Der Wind hat mir die letzten Töne zugetragen,
Ich konnte keine Worte sagen,
So traurig war mein Sinn.
Ich sah nur nach dem Walde hin
Aus dem das Lied geklungen,
Das ein Wanderer gesungen
Im Vorüberziehn....

Mein Weg war ins Ungefähr gegangen, ohne Zeit und Ziel, über Hügel und durch Wälder, mit der Sonne und ihrer Bahn entgegen. Ausgelöscht fast war das Erinnern an die Stadt und ihre Menschen, die sich meine Freunde nannten. Es führte keine Brücke von ihnen zu mir über diese Stille.

Wie schon so oft hatte ich versucht, mich gegen den Ruf, der mit Duft und Sonne an mich erging, zu verschliessen. Ich hatte gekämpft, um in der Gemeinschaft und ihren Pflichten auszuharren. Ich hatte tagsüber viel und mittelmässig gearbeitet und war nachts rastlos durch dumpfe Gassen gestreift, nach Ruhe lechzend und fand nur unerfüllte Erschöpfung.

Eng und drückend wurden die Mauern und eng und drückend die Wände meiner Behausung, die nur Asyl aber keine Heimat war. Die Hässlichkeit, über die sonst mildernd der Schleier stillen Duldens lag, wurde aggressiv und unerträglich. Bis eines Tages der Ruf so dringlich wurde, dass alles bisherige Geschehen in Nichtigkeit verstummte und ich hinauszog ins Ungewisse. Dann gab es keine Vergangenheit mehr und keine Zukunft, sondern nur eine Gegenwart. Besitzlos, dem beglückenden Gefühl des Berührens zeugender Erde mit nackten Sohlen hingegeben, ging ich dahin, in demütiger Verbundenheit geborgen. Und aus dem Takte meiner Schritte erwachsen kleine Melodien, denen sich Worte unterordneten, sich immer wiederholend, steigernd, unterteilend und zurückfallend ins Ursprüngliche.

Menschen gingen an mir vorüber, ohne Hast, mit sonnenheissen Gesichtern und harten Augen, die fremd und freundlich grüssten. Ich ging in Häuser, die friedlich nach Holzrauch dufteten, und man gab mir Brot und Milch und richtete kindlich-neugierige Fragen an mich. Oft blieb ich eine Weile unter diesen Menschen und half ihnen die Früchte der Felder ernten und brachte ein bisschen Freude in ihr karges Leben, indem ich in zubereiteter Erde ihre Gesichter formte. Dafür boten sie mir ihr Dach und ihren Tisch, und meine Fremdheit wurde mir durch stummes Vertrauen von Mensch zu Mensch leicht gemacht. Es war jedenfalls immer ein ehrlicher Handel ohne Demütigung. Eine saubere Sympathie und verlegenes Dankbarsein gaben mir zum Abschied das Geleite.

Jeder neue Tag brachte Mannigfaltigkeit. Ziel- und planlos stieg ich auf Berge und wieder zu Tal, sah in nebelhaften Horizont, den meine Wünsche übereilten, und im Bewusstsein des Unerreichbaren wurde meine lastende Sehnsucht beschwingte Melancholie.

Ich suchte mein Lager bald hier, bald dort, im Schutze eines Baumes oder auf freiem Felde, sah die Sterne über mir und oft den Mond und wie die Wolken über ihn

zogen und fühlte den sanften Rhythmus der sich wiegenden Gräser und schlief einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Es war zur Zeit der späten Reife. In ziellosem Hin und Her war ich in die Ebene gekommen. Vor einem sanften Hügel, auf dem letzter Wald stand, breitete sich das Land aus, gelb und heiss, in leichtem Dunste flimmernd. Rotstaubige Fährten durchzogen es wie eine Schrift. Kuppelig überplachte Wagen zogen darüber hin, von braunen Menschen geführt und gefolgt, deren Gang vom grossen Wandern sprach.

Ich hatte den Rand des Waldes als mein Lager ausgewählt. Die Sonne, gross und matt, sank langsam in den Horizont. Da erklang aus ungewisser Ferne ein Gesang: Ein fremdes Lied aus unbeengter Kehle. Ich horchte auf und wie ein jäher Schmerz traf mich das Erkennen und riss die mühsam ruhende Sehnsucht auf und gab ihr qualvolles, süsses Gesicht. Sie schwang mit dem kehligen Klang der fernen Stimme, die aufwuchs aus flachem Gelb und leuchtendem Rot in ein grünliches Blau übergreifender Ewigkeiten und wieder zurückfiel in goldbraunes Erdensein. Was sie sang war Abend, verglühendes Sonnensinken und konnte nur am Abend gesungen werden, in Erwartung eines schmalen Mondes, der in ferner Heimat sich gross und rötlich aus dem Dunst erheben musste Ein zarter, warmer Wind umspielte meine Glieder. Ich presste mein Antlitz auf den Boden, und mit meinen Wünschen grüsste ich den fernen Bruder. Da verstummte der Gesang. Lange lag ich still. Dann wandte ich mein Gesicht den Sternen zu, gab mich vertrauensvoll der Nacht hin und fand mich selbst im Traume.

Herbst

Ich war wieder zurückgekehrt. Sehr fremd und doch froh, so wie man nach wechselreicher Reise gerne wieder Gast ist in geordneter Gemeinschaft. Die Welt war wieder kleiner und enger umgrenzt von mollig grüngelben Nebeln, von Strassen mit bunten Auslagen und dem stillen Weg durch die Prater Hauptallee, früh morgens, der wie ein bunter Teppich war, auf dem die sattroten Kastanien, kleine Kostbarkeiten, lagen. Ich liebe dieses bräunliche Rot. Es ist warm und erdennah und doch gehoben in die durchgeistigtere Ebene bewusst potenzierten Geniessens. An jenen Herbsttagen, an denen die Sonne überklar, feucht und golden scheint, ohne Schöpfungsdrang nur um der Pracht des Lichtes willen, an solchen Tagen werden Farben letzter Wunsch gesteigerten Seins, werden Durst des Verdurstenden, Gier und Verklärung. An solchen Tagen ist es schön, dahinzugehen mit jener leichten Müdigkeit des Körpers, die keineswegs Erschöpfung ist, nur helles Wachsein feiner Stofflichkeit, schwebendes In sich Geborgen-sein ruhenden Willens. Uraltes Wissen strömt im Körper auf, in Kopf und Hände, sodass man sein Gesicht fühlend sehen kann und die Hände kleine Wesen werden, die von Erlebtem erzählen und an deren geniesserischem Tun man sich liebevoll erfreut. Ich schmückte sie dann gerne an Fingern und Gelenken mit Ringen aus Silber und Gold, deren leises Aneinanderklirren zu Tanz verlockt. Wenn der Abend seine Nebel zieht, die den Schritt verlöschen, möchte ich Zuflucht finden in einem behaglichen Heim, einem Raum gesättigt mit dem Besten meiner Wesenheit, in dem ich in kleinstem formen und gestalten dürfte, was mich heimatlich dünkt.

Aber ich kam zurück in eine Behausung, möbliert mit den kärglichen Resten alten Familiengutes, zu dem mich keine andere Beziehung verband als die Beklemmung quälender Erinnerungen mussbetonter Irrtümer.

Ich lebte in einem Atelier, hoch oben im sechsten Stock, und an klaren Tagen konnte man von dort die Berge sehen. Das war schön und freundlich und liess mich so, über der Stadt schwebend, die Weite grüssen und bewahrte mich vor stumpfem Versinken ins Hoffnungslose. Ich versuchte aus dem spärlich Vorhandenen mit Schlauheit und liebevollem Aufwand an Phantasie das Möglichste herauszuarbeiten. Tagelang säuberte ich die Räume von dem angehäuften Staub und Schmutz, kehrte die Wände ab und bemalte schadhafte Stellen mit grotesken Figuren. Meinen Ofen, dem die Lende klaffte, versah ich mit einem Eisengürtel und kaufte Holz und etwas Kohle, die ich um ihn gruppierte, um vor mir selbst den Anschein des Versorgt-seins zu erwecken. Dann prüfte ich meine geringe Habe, besserte aus, wo es notwendig war und reduzierte sie in ökonomischester Weise auf das Zweckmässigste. So war ich aufbruchbereit, wie zur Flucht. Dieses gesammelte Geordnetsein also beweglichen Zentrums machte mir Behagen und gab mir Kraft. Ich suchte Selbständigkeit bis ins Kleinste und den für mich möglichen Weg geringsten äusseren Widerstandes. Die Bedürfnislosigkeit machte ich zu meinem Ideal, Sachlichkeit zu meiner Waffe und umbaute mich mit nicht ganz undurchlässiger Gleichgültigkeit, die mein kleines Ich schützen sollte. Mit der Bereitschaft zur Freude durchblutete ich diesen richtungslosen, grauen Alltag mit Erleben und durchging ihn kompromisslos in seinen Höhen und Tiefen.

Ich hatte nichts, wusste nicht, was der nächste Tag bringen würde. Ein Nichts lässt sich nicht ordnen. Man konnte nur bereit sein, hellhörig und offen für die oft kaum

wahrscheinlich erscheinenden, richtungsgebenden Einfälle. Ich hatte keine Angst, aber auch nicht den Mut, den mir die bessere Sorte meiner Feinde andichtete. Menschen, die nicht erfassen konnten, dass ich eine sogenannte "gesicherte Existenz", die sich mir des öftern in verschiedenen Formen bot, nicht ergriff, sondern ausserhalb des Schutzes der Gemeinde und ihrer kränklichen Moral dahinlebte. Sonst zäh und kämpferisch, verlor ich jede Spannkraft und Vitalität bei der Vorstellung, hinter einer fremden Schreibmaschine zu ermüden und unter dem eintönigen, geschäftigen Geklapper der Tasten meine Phantasie einzulullen. Aus innen heraus mussten die vielen Triebe meines Lebens Blüten bringen, bald hier, bald dort, wieder welken und verdorren in scheinbarem Sterben, um höher wieder anzusetzen, bis sie, vielleicht, einmal in die Krone spriessen. Liebe war für mich der Weg. Ich liebte alles und wusste es oft nicht. Ich liebte die kleinen, schon etwas verbrauchten Gegenstände meines Besitzes mit Sorgfalt und Ehrfurcht. Ich liebte die abgetragene Weste, die rot und braun gestreift war und noch das edle Material erkennen liess, und ich liebte den kleinen Kieselstein, den ich einmal auf einer Wanderung aufgelesen hatte und fortan jeden Morgen mit dem anderen Alltagskram in die Taschen steckte. Ich liebte meine alte Pfeife und das Behagen, mit dem ich sie rauchte, und ich liebte die vielen grossen und kleinen Schmerzen, die mir widerfahren mussten in meinem Kampf, und meine Einsamkeit. Oft glaubte ich, nicht lieben zu können, und wusste nicht, dass meine Liebe nur müde war, müde vom Weg und seiner schmerzlichen Vielfältigkeit und müde vielleicht von den Zerrbildern, die ihr oft entgegenblickten aus den Spiegeln, in denen sie sich besah. Um die Möglichkeiten erfassen zu können, die mir meinen Alltag bestreiten sollten, musste ich Kontakt zur Umwelt haben. Da ich mir den normalen Weg über die geordnete Gesellschaft verschüttet hatte, blieb mir nur die konventionslose Gemeinschaft der Aussenseiter und deren Zaungäste, die Brücke sind zwischen ihnen und der bürgerlichen Welt. In der Gemeinschaft der sogenannten Bohème hatte ich viele Bekannte und einige wirkliche Freunde. Täglich traf ich sie im Caféhaus, diesem Asyl der Heimatlosen. Dort sass man beisammen, Stunde um Stunde - Menschen kamen, Menschen gingen. Die Drehtüre war für uns das Tor der Welt, Orakel und Verdammnis. Hinter ihren stossweisen Schüben hielt sie die Trostlosigkeit in Schach und gab dem ewigen inneren Wartenmüssen und der Bereitschaft zum Wunder Symbol und ortsbegrenzte Richtung. Ein braver Eingeeordneter, der in solche Gaststätte geht, um seine Zeitung zu lesen, ahnt nichts von der Mission dieser Türe. Man wird hellhörig beim Warten und ein feiner Beobachter. Man lernt an winzigen Symptomen unterscheiden, welchen Wertgehalt man den Eintretenden geben darf. Das ist sehr wichtig. Man lernt ablesen an der Drehgeschwindigkeit der Türe, am Schritt, Blick und dem Griff der Hand des Eintretenden. Man lernt schnell erfassen, ob ein Mensch, der durch die Türe kommt, der Mehrzahl angehört, die ihre kleinen Ferien gewohnheitsmässig hier verbringen, mit der selben ein wenig abgenützten, schablonenhaften Wichtigkeit, mit der sie ihre täglichen Pflichten erfüllen, oder ob er einer jener Zaungäste ist, die, eine kleine, misshandelte Sehnsucht im Herzen, für Stunden ihre starre Lebensform durchbrechen wollen, neugierig, mit oft rührend unbeholfenem Wunsch nach Freude und mit chronisch schlechtem, milieu-gebundenem Gewissen. Diese sind die Erwarteten, die Wichtigen. Es sind diejenigen, von deren Obolus an die illusionäre Verwirklichung eines verprügelten Wunsches für Stunden, die zufällige Gemeinschaft der Aussenseiter ihr Leben fristet. Sie kommen meist herein mit einem kleinen, kaum wahrnehmbaren Zögern und mit der etwas verzweifelten Unternehmungslust des

Sonntagsjägers, setzen sich in einen Winkel und schauen. Schauen mit befangenen, hungrigen, überlegensein-wollenden Blicken, wie Menschen im Theater, bei einem Stück, das sie packt, das aber von der Klasse, deren Kollektivmeinung sie mutlos teilen, abfällig beurteilt wird. Trotz der angelernten Verachtung, die sie der Bohème gegenüber hegen, bedeutet es für sie ein grosses Erlebnis, von ihr beachtet zu werden. Dieses Beachtetwerden berührt bei ihnen Wesenskomplexe, mit denen sie von früher Kindheit an schamhaft schmerzlich und zutiefst liebevoll kokettieren. Man kommt ihnen entgegen, indem man ihnen durch eine flinke Porträtskizze den Anschluss erleichtert. Meist geschieht dann nach kürzerer oder längerer Zeit dieselbe Metamorphose. Das vorsichtig tastende, etwas misstrauische Entgegenkommen dieser unerfüllten Menschen beginnt sich in ein souveränes Zugehörigkeitsgefühl zu verwandeln, gestützt auf ihre überlegene Macht gesicherten Einkommens und sozialer Rückendeckung. Sie empfinden einen Augenblick unklar ihre Sendung, in der Ausdrucksform ihrer geistigen Ebene, befreien sich mit ungeschickter Gebärde von den Fesseln ihrer Eingengtheit und verfallen in ein übersteigertes, einfältiges Herrentum. Sie sind Feinde, und das Dulden ihrer Gegenwart trägt oft den Charakter spöttisch brutaler Gehässigkeit. Und doch war das Eintreten eines solchen Menschen immer wieder belebende Hoffnung, und oft rettete ein solcher meinen nächsten Tag, indem er eine Skizze kaufte oder eine kleine Plastik. Aus der Perspektive meiner damaligen Entwicklungsperiode und aus der äusseren Situation, in der ich mich befand, übersah ich das Gute in solchen Menschen: Ihre oft hilflose Tragik, die aus ihrer Formlosigkeit der Freude gegenüber sprach.

Diesen Menschentyp traf ich immer wieder, als werbenden Feind und Mittler in anderem Milieu. In den Zeiten eines Aufstiegs, wenn durch irgend ein Begebnis, das man leichthin Zufall nennt, sich die Möglichkeit ergab, in guten äusseren Verhältnissen, befreit von der demoralisierenden Sorge um den nächsten Tag, das Operationsfeld vom Bohémecafé in eine elegante Hotelhalle oder eine Privatwohnung zu verlegen, wo ich, gut gekleidet, bei Tee und Geplauder auf konventionelle Art die Leute kennen lernte, die ich brauchte. Hier sind im Wohlbehagen des Comforts die Grenzen subtiler gezogen. Man kämpft auf anderer Ebene. Auch hier kämpft man und braucht sich, nur ist der Kampf raffinierter und reizvoller. Hier hat dieser Menschentyp eine Legitimation seiner schon bewussten Sendung, einen Sammelnamen: Mäzen.

Nicht immer ging ich aus der Bedrängnis der brennenden Alltagsorgen ins Café. Es gab Zeiten wo ich Arbeit hatte. Aufträge für Plakate und Porträtplastiken. In solchen Zeiten versuchte ich geordnetes Dasein zu üben, stand frühmorgens auf, ging in der Hauptallee spazieren, machte meine gymnastischen Uebungen, besuchte regelmässig meine medizinischen Vorlesungen und ging dann an die Arbeit. Dieses "an die Arbeit gehen" in meinem eigenen Heim war keineswegs leicht. Es befiel mich dort eine Unruhe, ein Fliehenwollen, das zu bezwingen einen guten Teil meiner Energie kostete. Ich konnte nur in Intervallen arbeiten. Das Schwerste waren die ersten Vorbereitungen und das Isolieren gegen die hemmende Strahlung meiner Wände, die alle stille Verzweiflung des Sichwehrens, alle Zweifel und alle bittere Not des Einsamen in sich gefangen hielten. Und auch den Hass, den blinden, brutalen, schmerzhaften Hass, der aus den Wunden meines grossen, suchenden und oft schwerverletzten Liebeswunsches aufquoll.

So nahm ich immer wieder Zuflucht zu einem kleinen Schauspiel, in dem ich Darsteller und Publikum zugleich war. Ich spielte die junge, tüchtige Moderne, die

das Leben sachlich nimmt und Konflikte mit Zynismus aus der Welt schafft: Ein bisschen Abenteuerin mit maliziöser Kraft im Hass und bereiter Möglichkeit zu rächendem Sieg. Diese Komödie gab mir den Impuls zu härtester Selbstdisziplin im Kampf gegen mein Ureigenstes. So arbeitete ich, suchte der Linie des frivolen Bluffs am nächsten zu kommen, sog an meiner Pfeife und erwiderte in Selbstgesprächen einem imaginären Feind. Bis, gewöhnlich bei Einbruch des Abends, die Unwahrhaftigkeit der mühsamen Komödie unter dem Druck vergewaltigten Wollens zusammenbrach und in triebhafte, schmerzliche Unruhe ausartete, in einen Durst nach Freude, nach Schönem, nach Ganzem, nach dem treibenden Unbestimmten meines innersten Wesens, das ich bald hasste, bald liebte, das ich bekämpfte und in stummem Fallenlassen preisgab, und das ich suchen musste auf allen Wegen, das meine Verdammnis ist und zu Ende meine Erlösung werden muss - irgendwo, irgendwann

Ein Portrait

Doktor Dongo van Heeregen war ein gescheitertes Genie. Er war einmal in seiner Heimat Holland ein angesehener Gelehrter gewesen, Kolonialarzt und Forscher. Als ich ihn kennenlernte, war er einer jener fragwürdigen Existenzen, die in den Kreisen der Bohème aus dem Ungefähr auftauchen und wieder verschwinden. Er war Kokkainist und Säufer. Das Auffallendste an ihm aber war, dass er trotz aller Verwüstung beste Zucht und eine unglaubliche Vitalität verriet. Diese Vitalität war das Markanteste an ihm. Sie war nackt und zerfetzt und brüllte einem doch unbeugsames Bestehen entgegen, wie eine alte Festungsmauer. Er hatte ein widerspruchsvolles, schönes, wandlungsfähiges Gesicht. Es musste einmal gefährlich schön gewesen sein, von jener oszillierenden Schönheit, wie sie edle Opale haben. Als ich ihn bat, ihn modellieren zu dürfen, stimmte er mit einem sarkastischen Lächeln gnädig zu und kam von da an jeden Tag in mein Atelier. Ich konnte nicht erfahren, wo er eigentlich wohnte. Immer kam er in tadelloser Haltung, blieb meist still und teilnahmslos, bis er sein Quantum Alkohol bekam, das er zum Leben brauchte. Dann begann sein Gesicht die tausendfältigen Möglichkeiten anzudeuten, die das Gefüge seines Ichs bildeten. Interessant und faszinierend war dieser unglaublich schmale Schädel, in dem die Augen am äussersten Rande, schief eingeschnitten, lagen.

Als ich ein kleines Mädchen war, musste mein Vater mir immer wieder ein Märchen erzählen, das ich besonders liebte. Es handelte von einem traurigen Geist, der dazu verdammt war, auf dem Grunde eines Wüstenbrunnens zu leben. Seine Gestalt war so schön wie die des schnellsten Pferdes des grossen Scheichs und seine Augen so klar wie die nieversiegenden Quellen der Oase. Wenn durstige Nomaden sich über den Brunnenrand beugten, um zu trinken, und in seine Augen sahen, vergassen sie den Trunk und stürzten in die Tiefe. Der Djin aber wurde immer schöner und trauriger durch jedes Leben, das an ihm zerbrach. An dieses Märchen musste ich denken, wenn ich Dongo van Heeregens Augen sah. Diese Augen waren traurig, lasterhaft und gierig und oft einfältig und versonnen. Meist aber waren sie Kristall, wie die Augen edler Tiere Ganz selten nur zuckte in ihnen die gewaltige Geissel auf, die ihn peitschte.

Ich kam mit meiner Arbeit langsam vorwärts. Schrittweise musste ich mich vortasten, und es schien ihm Vergnügen zu bereiten, mich in die Irre zu führen. Er kam meist nicht pünktlich, setzte sich auf seinem Platz zurecht und schwieg mokant vor sich hin. Gesprächen wich er geschickt aus, machte scharfe Bemerkungen und versuchte durch Krassheit zu erschrecken. Dabei zeigte er einen überfeinerten Intellekt und bizarre Phantasie. Auch verfügte er über ein gründliches, zusammenfassendes Wissen auf den verschiedensten Gebieten, das mich oft verblüffte. Nie aber liess er Persönliches hindurch. Mit wohlüstiger Bosheit verschanzte er sich hinter einer seiner tausendfältigen kleinen Wesenheiten, die er so meisterhaft vibrierend und losgelöst vom zentralen Ich herausstellen konnte.

Einmal bat er mich um einen Klumpen Ton. Spielerisch formte er daraus ein kleines Wesen von reinsten ästhetischen Formen. Zum ersten Male besah ich mir dabei seine Hände genauer. Er hatte elegante, langfingerige Hände, die an lässigen Gelenken hingen. Ganz eigenmächtig wuchsen an ihnen die Daumen. Was waren das für Daumen! Ich hielt es nicht für möglich, dass sich in einem so kleinen

Stückchen Menschenfleisch so viel Böses manifestieren konnte. Immer wieder musste ich nach ihnen sehen und hatte dabei ein bohrendes Gefühl in der Magenruhr, wie vor aufsteigender Uebelkeit. Als er mein Staunen sah, begann er die Daumen im Kreise zu drehen und sagte mit boshafem Grinsen: "Meine kleinen Brüderchen müssen sie ja nicht modellieren. Sie sind ein bisschen aus der Familie geraten."

Doch trotz dieses brutalen Formwiderspruches waren die Bewegungen seiner Hände edelstes Spiel beseelter Kräfte. Wie unter ihrem behutsamen Tun die Form erwuchs, war Schöpfertum. Als er das tönernen Gebildchen vor mich hinstellte, war ich erstaunt und beschämt von seinem mühelosen Können. Unendlich schön und unendlich zart war dieses zwischenweltliche Wesen. Es drückte spielerische Unberechenbarkeit aus und trauriges Ausgeliefertsein, das zu mitleidiger Liebe zwang. Irgendwo, ganz unfassbar, nur ahnend, fühlte man die grausame Kraft des Chaos, die Urangst. Hier hatte zum ersten Mal der Mensch Dongo van Heeregen direkt gesprochen. Er selbst hatte wirkliche Freude an dem kleinen Ding und auch daran, dass es mir gefiel. Behutsam glättete er mit zärtlichen Fingern diese Formen, und in sein Gesicht kam ein schwerer Ernst, wie ihn ekstatisch Liebende und Traumwandler haben. Präzise griff er aber brutal zu, zerquetschte die kleine Figur zwischen den Fingern und warf sie durchs offene Fenster auf die Strasse.

Zwei Tage wartete ich vergeblich auf sein Kommen. Am dritten Tage erschien er bei mir in Gesellschaft einer exotischen Frau, die er mir als seine dritte geschiedene Gattin vorstellte. Er stellte sie mir ein bisschen verlegen und ein bisschen stolz vor, wie man eine Kostbarkeit präsentiert, die verflossenen Besitz darstellt. Lakshmi war Halbinde und von grosser Schönheit. Nicht im alltäglichen Sinne der Formproportionen, sondern im Sinne einer von innen her bewegten Harmonie. Ihr etwas schmaler Kopf mit den kurzen, eng an den Schädel gebürsteten Haaren war kräftig profiliert. Sie war gross und hatte eine königliche Haltung. Ihre Bewegungen drückten bewusst gesteuerte Kraft und Gestaltungswillen aus. Ich erriet, dass dieser Mensch grösste Fähigkeit des Erlebens besass ohne ihr zügellos anheim zu fallen und hatte sofort Sympathie für diese Frau. Wir hatten später einen Sommer lang eine freundliche Gemeinschaft. Dongo van Heeregen zeigte an diesem Tage ein neues Gesicht. Er war liebenswürdiger Weltmann und machte Konversation ohne spitze Satire, leicht, elegant und sprühend. Lakshmi sass in einem Fauteuil neben mir und sah mir bei der Arbeit zu. Wenn sie mit sparsamer Geste die Sprache illustrierte, klirrten die vielen Silberreifen zart an ihren dünnen Gelenken. Das gab einen reizvollen Kontrast zu ihren etwas grossen, männlichen Händen. Ganz gegensätzlich zu Dongo van Heeregen ruhte die Vielfältigkeit dieses reichbegabten Wesens ganz zentriert und ausgewogen im Kerne ihres Ichs wie in einer kostbaren Schale. Das gab ihr diese völlig unbelastete Gemessenheit. Ich arbeitete nur wenig an der Plastik selbst, sondern horchte in den Menschen hinein, besah mir seine Miene und schwang mit, mit den zarten Geschehnissen dieser Stunde und liess sie Bilder werden, die, durch das Hirn gesiebt, Form annehmen mussten.

Erst nachdem die beiden mich verlassen hatten, begann ich zu modellieren, und der Ton wurde unglaublich lebendig unter meinen Händen. Ich kam ein gutes Stück vorwärts, fast bis ans Ende - fast. Aber merkwürdigerweise war mir dieses Bild, dieser geformte Tonklumpen, an sich recht gleichgültig geworden. Mich interessierte das Leben, das ich in dieser Form festhalten wollte, dieses sonderbare Schicksal, dieser Mensch, dessen Seele wie Perlmutter schillerte. Ein unbändiges Verlangen, ihn ganz zu fassen, eine grausame Neugier quälte mich, ganz ähnlich dem Gefühl, das mich

als Kind veranlasst hatte, mein Spielzeug zu zerlegen, oder das mich immer wieder im Sezierraum überkam, wenn ich mit Skalpell und Pinzette dem feinen Mechanismus des Körpers nachspürte.

Am späten Abend ging ich Dongo van Heeregen suchen. Ich wusste, dass er fast immer in dem einen oder anderen Café zu finden war, und ich fand ihn auch. Er sass wie gewöhnlich in seiner Ecke und hatte drei leere Cognacgläser vor sich stehen. Er freute sich über mein Kommen, sah mich von der Seite an und sagte: "Das ist ein ganz grosser Feiertag, Miriam, den müssen wir ordentlich feiern."

Wir gingen in eine kleine Kneipe, in der es guten Wein gab. Inselhaft sassen wir in einer Loge und tranken eine Weile schweigsam. Ich war sehr wach an jenem Abend und von jener schwingenden Leichtigkeit, für deren flüchtiges Vorhandensein im Leben es immer wieder dafürsteht, Bürden zu tragen. Da fasste Dongo van Heeregen meine Hand und sagte: "Waren sie sehr erstaunt, Miriam, als ich heute früh mit Lakshmi kam?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: "Ich möchte, dass sie Lakshmi wiedersehen. Wir sind schon lange geschieden, und ich weiss nicht, ob es ihr jetzt gut geht. Wir sehen uns von Zeit zu Zeit, und dann ist es immer ein Feiertag. Ich freue mich an ihr, wie ich mich an schönem Porzellan oder an einem Diamanten freue, und ich freue mich, dass wir uns trennten, noch ehe das Alltägliche an uns rührte. Miriam, ich liebe so das Schöne, das Einmalige, ich bin von einer Gier nach Schöner besessen, immer hungrig, immer getrieben. Das Aergste ist der Alltag. Er ist wie schwerer Halbschlaf, den kein Traum belebt, nur dumpfe Angst und der ohnmächtige Wunsch nach Erwachen. Warum wollen die Menschen immer die Dauer? Warum fragen alle immer: Wie lange? Warum können nur so wenige, und die nur mit Fluch beladen, zeitlos aus wachen Augenblicken schöpfen? Vielleicht liesse sich so die Zeit besiegen. Sie können es, Miriam, und auch Lakshmi kann es. Wir wollen auf die geniale Zeitlosigkeit trinken!"

Wir stiessen an und tranken. Dann stellte er sein Glas vor sich hin, starrte auf dessen leeren Grund und sprach weiter. "Ich will ihnen Vergangenes erzählen", sagte er. "Keine Legende, aber auch keine Entschuldigung Bloss einen Tatbestand, eine Anamnese, wenn sie wollen, ich glaube, ich bin es ihnen schuldig."

Und dann begann er still und sachlich zu erzählen:

"Ich wurde in Sumatra geboren, von einer traumhaft zarten Mutter. Hier ist ein Jugendbild von ihr, übrigens das einzige, das ich besitze."

Er zeigte mir eine durch die Tropen und die Zeit vergilbte Photographie, die eine junge Frau mit leicht mongolischen Zügen und mit auseinanderstehenden Augen darstellte. Ein verwünschtes Gesicht aus einem alten Märchen.

"Mein Vater war Arzt und Forscher", erzählte er weiter, "und ich erinnere mich noch sehr gut an ihn. Er war ein schöner, dunkler, energischer Mensch voll schöpferischer Einfälle und unruhigem Tatendrang. Meine Mutter hatte er sich als ganz junges Geschöpf aus wohlbehütetem Hause in sein Arbeitsgebiet mitgenommen, das er über alles liebte und wartete geduldig und vergebens auf eine verständnisvolle Resonanz von ihrer Seite. Sie blieb verängstigt, weit weg von der Wirklichkeit und war eine Zeit lang für meinen Vater ein süsses, liebenswürdiges Rätsel.

Als ich geboren werden sollte, machte mein Vater den letzten, vielleicht zu energischen Versuch, sie zu wecken. Er sagte ihr, dass er sich sein Kind gesund und wach und richtig auf dieser Welt wünsche, einen Menschen und kein Fabelwesen. Meine arme Mutter ist aber nur namenlos erschrocken. Sie hat mir diese Episode, als

ich gross war, oft und oft erzählt: wie sie meinen Vater gefragt hat, was das für eine Welt sei, in die er sich sein Kind wünsche? Sie hatte grosse Angst vor dem Tode damals.

In dieser Zeit war es, dass mein Vater zum ersten Male ganz allein in den Dschungel ging. Später waren diese Ausflüge selbstverständlich. Er verschwand einfach, niemand wusste wohin und auf wie lange. Ich wuchs heran, von meiner Mutter umsorgt, mit den Bildern ihrer Traumphantasie umgeben, in einer Welt liebenswürdiger Phantome, in die ab und zu die Gestalt meines Vaters einbrach, schön, respektvoll ersehnt, doch etwas grell und beängstigend. Einmal kam er von einem Ausflug nicht zurück. Wir warteten eine lange Zeit, dann gingen ihn seine Leute suchen. Sie suchten die ganze Gegend gründlich ab, aber sie fanden ihn nicht. Wir warteten weiter, eine stumpfe Trauer herrschte. Dann war nur mehr das Warten da und neue Träume und dann erloschen auch diese in Unwirklichkeit.

Später zog meine Mutter mit mir nach Holland. Da begann zum ersten Male das Lebendige an mir zu rühren, und in den Jahren der Reifung riss mich die Realität auf festen Boden. Das Erbe meines Vaters schlug durch. Seine Gestalt wurde mir wieder lebendig und erstrebenswert und ich beschloss, seinen Beruf zu ergreifen. Da fing aber auch der grosse Konflikt an. Ich begann feindselig gegen meine Mutter zu werden, ja, ich hasste sie richtig in dieser Zeit und konnte doch nicht los von ihr. Schön, ja, herrlich war es, als ich trotz meiner Zerrissenheit, trotz allem masslosen Hin und Her, meine persönliche Kraft entdeckte. Ich verliebte mich übermütig in meine Kraft und gab ihr mein ganzes Vertrauen. Ich war sehr naiv damals. Sie trieb mich in die Höhe und ich jonglierte mit ihr wie ein raffinierter Artist und verriet sie ständig.

Als junger Arzt ging ich in die Tropen und hatte einen leichten, raschen Aufstieg. Mein Vater hatte mir ein gutes Renommée hinterlassen. dann kamen die ersten grösseren Schwierigkeiten. Illusionen, welche der Wirklichkeit nicht standhielten, Frauen, die nicht erfüllten, Verantwortung, die ich nicht tragen wollte. Unmerklich floh ich in den Traum, dann kam der Alkohol dazu. Nun verriet mich meine Kraft, hinterlistig und voll giftiger Rache. An meinem empfindlichsten Punkte traf sie mich, an meiner namenlosen Sucht nach Schönem. Sie wollte mir nicht mehr beistehen, dem Alltag, dem Wirklichen die Schönheit abzuringen. Sie verriet mich an den Traum, an den Rausch.

In jener Zeit starb meine Mutter in Holland. Ihr Tod traf mich in verzweifelter Lage. Ich liess mich in die Erinnerung an sie hineinsinken, wie in eine weich versöhnende Wolke und blieb verfallen. Meine Gesundheit hatte gelitten. Die Zeit ging unmerklich hin. Noch hielt ich mich auf meinem Posten.

Dann kam Lakshmi. Sie kam als Patientin zu mir und war sehr krank damals. Ich hatte noch eine nette Summe Geldes und wollte noch einmal schöne, starke Wirklichkeit. Ich liess alles liegen und reiste mit Lakshmi nach Europa. Es war ausgemacht, dass sie so lange meine Frau sein sollte, so lange das Geld dauerte: Meine Frau für die letzten Feiertage der Wirklichkeit. Sie war ein starker Mensch, sie konnte aus dem Vollen geben, ohne sich zu verlieren, und sie tat es. Zwei Jahre verbrachten wir zusammen, dann war es zu Ende. Ich hatte kein Geld mehr und Sehnsucht nach der weichen Wolke....

Die Zeit von damals bis heute, alles was dazwischen liegt, ist sehr unwichtig. Nur Eines ist noch unwandelbar dasselbe, meine Gier nach Schönheit. Ich reisse sie im Rausch an mich, ich träume sie, ich leide an ihr bis an

mein verdammtes Ende. Und ich bin demütig dankbar, Miriam, wenn sie mir noch einmal, flüchtig, aus der Wirklichkeit die Hand reicht."

Er schwieg. Ich sah in sein Gesicht, seine Augen, und plötzlich fügte sich mir seine ganze Vielfalt in eine lebendige und einheitliche Form, zu dem Einmaligen, Urpersönlichen. Wir waren uns ganz nahe und ich liebte ihn in dieser Stunde, rückhaltlos und erschüttert.

Wir gingen in die Nacht hinaus. Vom Park her roch das moderne Laub nach Friedhof. Die ersten Milchwagen ratterten über das Pflaster, laut und übellaunig. Das war die Wirklichkeit, der er nicht standhalten wollte und die er floh und die ich immer wieder kämpfend zwingen musste.

In der grauen Stunde des jungen Tages vollendete ich das Tonbild. Es wurde mein bestes Porträt.

Der Weisse

Als die ersten warmen Tage kamen, zog ich mit Lakshmi hinaus ans Wasser. Einen Sommer lang war sie mir eine anmutige, liebenswürdige Gefährtin, und sie und ein junger, unscheinbarer Mensch, der sich uns später zugesellte, gaben der Zeit ihr Gepräge.

Lakshmi hatte einen kleinen Sohn aus ihrer ersten Ehe mit einem französischen Aristokraten, einen feingliedrigen, sensiblen Knaben, zu dem die Verwilderung, die er sich in der billigen Vorstadtschule angeeignet hatte, in drolligem Kontrast stand. Davy sprach reinsten Hernalser Dialekt und war ungeheuer stolz darauf.

Als ich mit Lakshmi zum ersten Mal in mein Reich am Wasser hinauszog, hatte ich ein wenig Angst. Es war für mich immer massgebend, wie ein Mensch, entblösst der Kleider und der üblichen Konvention in die Natur gestellt, Beziehung nimmt zur Umwelt. Dieses Wie des Beziehungsnehmens ist ein Massstab für die innere Gesundheit eines Wesens. Immer wenn ich Kontakt zu Menschen suchte, brachte ich sie einmal hinaus in mein kleines Reich, und die meisten wurden mir dort erschreckend fremd. Doch Lakshmi enttäuschte mich nicht. Selbstverständlich fügte sie sich in die freie Umgebung ein und meisterte sie mit der vollendeten Anmut eines unverbildeten Menschen.

Mein kleines Reich war eine Insel zwischen zwei Flussarmen, die, je nach Wasserstand, ihr Gesicht veränderten. Die jungen Leute des Terrains, zu dem die Insel gehörte, kannten mich, und es gab ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem ein Platz sozusagen Besitz desjenigen wurde, der ihn zuerst besiedelte. Diese Ordnung hielt sich sogar von einer Saison zur anderen, und es galt als räuberisch und ordinär, gegen sie zu verstossen. Sollte es aber doch geschehen, dass eine Gruppe vorlauter Neulinge sich auf einem solchen okkupierten Platz breitmachte, konnte der rechtmässige Siedler auf die Unterstützung der ganzen wehrhaften Umgebung rechnen, um seinen Platz zurückzuerobern. Die hierbei angewandten Methoden waren nicht immer zart aber jedenfalls ritterlich und wirksam.

Lakshmi hatte nicht gewusst, dass man so nahe der Stadt auf so anspruchslose Weise sich ein solches Leben schaffen konnte. Wir zogen von nun an jeden schönen Nachmittag hinaus und oft, wenn das Wetter aushielt, blieben wir viele Tage draussen.

Da wir beide wenig Geld hatten, mussten wir auf ökonomische Art für die Ernährung sorgen. Wir kauften Kartoffeln, die wir in der Glut brieten und, wenn es ging, auch noch Butter und Tomaten. Beim Tauchen entdeckte ich einmal im Grundsand grosse Muscheln, die sich, im Feuer gebraten, als sehr schmackhaft erwiesen. Wer nur zu romantischem Spiel solche Entdeckungen macht, kann nie dieselbe Freude empfinden, wie ein Mensch in wirklicher Not, der plötzlich eine Ernährungsmöglichkeit entdeckt, die nicht durch einen Obolus bedingt ist.

Einmal fand Davy ein grosses Stück Holz, das lange im Wasser gelegen war und wie poliert aussah. Wir trugen den Baumstamm zu unserer Siedlung und begannen ihn von der einen Seite her, die schon morsch war, auszuhöhlen. So fabrizierten wir mühsam eine Trommel von besonders schönem Ton. Dieser Ton war hell, freudig und gebieterisch und liess sich in vielen Variationen abwandeln, je nachdem, wie man das Holz behandelte. So hatten wir ein schönes Instrument zur Begleitung unserer Tänze, die ganz selbstverständlich um das abendliche Feuer entstanden

waren, aus der aufgespeicherten Sonne des Tages und aus unserer Freude an der Entfaltung.

Von ungefähr war uns ein neuer Kamerad erstanden. Er hatte sich uns so selbstverständlich und unaufdringlich zugesellt, dass wir später nicht sagen konnten, wann es geschehen war. Er war eines schönen Abends, als wir unser Feuer angezündet hatten, aus den Büschen aufgetaucht und geblieben, unaufdringlich und einfach, wie ein alter Bekannter. Er half uns beim Zubereiten des Abendessens und brachte von irgendwoher einen grossen Laib Schwarzbrot. Von da an erschien er jeden Tag bei uns, still und ohne störende Wünsche, nur im Bestreben, sich in kleinen Dingen nützlich zu erweisen.

Wir kannten seinen Namen nicht und er nicht die unseren. Dieser Umstand ist uns nicht weiter aufgefallen, er war ohne Belang. Wir nannten ihn den "Weissen", wegen seiner weissblonden Mähne und seiner durchsichtigen blauen Augen, die ihn im Kontrast zu seinem braunen Körper lodernd hell erscheinen liessen. Er hatte ein einfältiges Knabengesicht von gefälligem Ebenmass und einen feinen sehnigen Körper, den er mit unbewusster Gelassenheit und Anmut bewegte, sehr zum Unterschied der gewohnten Erscheinungen hier unten, an deren muskelstrotzenden Leibern man mühelos den jeweils betriebenen Sport und dessen Unarten erkennen konnte. Der Weisse war Lehrer von Beruf, wie wir einmal beiläufig erfuhren. Der kleine Davy hatte eine heftige Sympathie zu ihm gefasst und fragte ihn viel und unermüdlich, und der Weisse gab mit seiner sanften Stimme geduldig Antwort. Von selbst sprach er nie viel und nie Persönliches.

Einmal, es war ein schwüler Tag gewesen mit einer matten Sonne, zeigten sich gegen Abend Gewitterwolken am Horizont. Ein heisser Wind strich über die Sanddünen, und der Mond kam gross und rot hinter den Sträuchern hervor, durch eine kleine scharf abgegrenzte schwarze Wolke in zwei Hälften geteilt. Hin und wieder flammte plötzlich Licht auf und zeichnete die Silhouette der Wolken gegen den Himmel. Im Wetterwinkel aber war es sternklar. Noch gab es letzte Spuren orangenfarbener Dämmerung. Wir wussten daher, dass wir für diese Nacht kein Gewitter zu erwarten hatten und beschlossen, draussen zu bleiben. Die dumpfe, gespannte Unruhe, die uns tagsüber beherrscht hatte, wich langsam einer jauchzenden Gesteigertheit. Der Weisse hatte einen Kranz kleiner Würstchen gebracht, die wir, auf Stäbchen gefädelt, über dem Feuer brieten. Der heisse Wind, der stossweise über den Boden strich und nach sonndurchglühtem Heu und Wald roch, fuhr in die Flammen und brachte sie zu wirbelndem Tanz. Der Weisse sass auf einem kleinen Sandhügel, das Gesicht dem Feuer zugewandt und starrte in die Flammen. Der kleine Davy warf schreiend immer wieder neues Holz auf den Haufen, während ich mich bemühte, das Feuer mit einem Stock zu ordnen. Dabei musste ich immer wieder über die jäh nach mir züngelnden Flammen springen. Lakshmi, die unserem Treiben eine Weile still zugesehen hatte, ging zur Trommel und versuchte, die Bewegung taktmässig zu illustrieren.

Da sprang urplötzlich der Weisse aus seiner kauernenden Stellung auf, stand ein paar Sekunden kerzengerade, die Fäuste in die Schenkel gepresst, dann schnellte er mit einem federnden Sprung vom Hügel herunter in den Feuerkreis und begann zu tanzen. Er tanzte mit eigenartigen, vibrierend-verhaltenen Bewegungen, in denen sich masslose Spannung ballte, die allmählich gelöster und mächtiger wurde. Es ging eine ungeheure magische Kraft von ihm aus und ein unbändiger Gestaltungswille. Sein Körper war ganz hingegeben an diesen Gestaltungswillen und war vollendeter Mittler und Instrument urwesentlichen Schauens. Es war ganz hohe

Kunst, die ich hier staunend erlebte. Sein einfältiges Knabengesicht war aufgetan und brennend und umweht von seinen lodernnd weissen Haaren. Unvermittelt wie er begonnen hatte, hielt er wieder inne, stand schwer atmend und etwas schwankend still. Sein Gesicht erlosch und verzog sich zu einem kleinen, verlegenen Lächeln.

Dann rannte er zum Wasser, sprang klatschend hinein und schwamm ans andere Ufer, wo er seinen Bau hatte. Er kam in dieser Nacht nicht wieder.

Erst am nächsten Morgen, der trübe war und eine Schlechtwetterperiode vorahnen liess, sahen wir ihn wieder. Er kam, als wir damit beschäftigt waren, unsere Sachen zu packen. Wir sahen ihm zum ersten Mal bekleidet. Er trug kurze Leinenhosen, Sporthemd und Lodenjoppe, sehr sauber und sehr unscheinbar. Seine Bewegungen waren linkisch und gehemmt, wie die eines Menschen, der in einem zu kleinen Raum leben muss, und sein Ausdruck war verlegen und unsicher. Er half uns die letzten Sachen verstauen und war gesprächiger als je zuvor.

Er erklärte uns, dass nun der Ernst beginne und die Wirklichkeit, dass die Spielerei ein Ende hätte. Er hatte sich schon lange um eine Lehrerstelle in einer kleinen Provinzstadt beworben und hoffte, sie nun im Herbst zu bekommen. Es wäre eine nette Stelle, und man könne ruhig alt werden dort. Wir fuhren noch zusammen in die Stadt. Am Praterstern sagten wir uns Lebewohl und Auf Wiedersehen.

Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Vielleicht hat er seine Stelle bekommen und lebt pflichtgetreu in der kleinen Stadt einem sorgenfreien Alter entgegen. Pflichtgetreu einer verängstigten, erstarrten Weltanschauung und einer Gesellschaftsordnung, die ihn davor bewahren wird, zu sich selbst zu kommen. Er wird mit ein bisschen schlechtem Gewissen, einem halben Lächeln und viel bohrender Sehnsucht an die freien Stunden seiner Entfaltung denken. Er wird seiner unklaren Sehnsucht nach einer besseren Welt vielleicht darin Ausdruck geben, dass er einen Vegetarierverschein gründet oder Bariton bei einer Gesangsgruppe wird, die übers Wochenende in die Berge zieht, um der Schöpfung zu huldigen.

Schade dass er Angst hatte. Ich habe sein Bestes gesehen, und es war grosse, urgestaltende Kunst: Es war die Wirklichkeit.

Gedichte ohne Titel

Dort ist es Tag
Und hier ist es Nacht.
Nicht dass ich jenen vor dem Abend lobe,
Es wechseln nur Gespenster die Garderobe,
Wenn dort die Sonne
Hier der Mond über den Landen wacht.

Ich hab mich wieder still in mich zurückgenommen,
Ich wollte nicht, es schloss sich selbst hinein.
Ich möchte mich ja auftun unter deinen Händen,
Mich ganz und gar in dich hineinverschwenden,
Ganz Bestes sein
Gerne das falsche Schämen von mir weisen
Das in seinen engen Kreisen nur Kleines will;
Andächtig mit dir den heissen Weg betreten,
Wo Licht und Dunkel ahnend sich vereinen -
Dann schlafen - und nachts nicht mehr weinen.

Weg im Dunkeln,
Sinnloser Weg.
Ich ging ihn bei Sternenfunkeln
Und in blau-schwarzer Nacht
Wenn Wolken das Mondlicht verjagten
Und kleine Stimmen am Rande klagten -
Ich ging ihn ohne Ziel
Nur weil er einsam war.
Ich kannte seine Narben und Schrunden
Und seine Räderwunden
Und auch wie er bei der Ecke links sein Gesicht
Verzerrte im Laternenlicht -
Oft war er ganz kurz und voll von geheimem Leben
Und gab Wünsche zurück die ich ihm einst gegeben,
Oft war er lang und nur Weg
Und machte müde und bang.
Und ich ging ihn wieder und wieder
Jahr um Jahr
Bis er m e i n Weg geworden war.

Vom Garten geh ich in das Haus
Und wieder über'n Vorhof in den Garten
Sinnlos. Ich gehe. Es geht . .
Warten, - warten . .
Gibt es noch Zeit?
Was weiss ich vom Jahr?
Es scheint die Sonne.
Ich weiss auch nicht, ob es heute
Oder vor acht Tagen war.
Nur, wenn eine Tür leise knarrt
Bekomme ich heisse Wangen
Und denke mit leisem Bangen:
Jetzt vielleicht . .
Ist ja lächerlich,
Worauf ich warte
Kann nicht sein.
Drüben im Wirtshausgarten
Sitzen zwei Fischer beim Wein.
Ich gehe, ich bete, ich will nicht
Hinaus in den Garten
Und muss warten . . . warten . .

Ueberm Hymettos ist violette Nacht.
Vom Meer her sehen viele Fischerbarkenaugen,
Verzaubert geh ich auf dem Promenadenstrand,
Ich will mir selber heute nicht recht taugen.
Drüben im zweiten Stock brennt noch ein Licht.
Wozu hinübersehn?
Ich habe auf der Strasse hier zu gehn.
Eine Sternschnuppe fällt über den Inseln ins Meer
Nun ist die Stelle am Himmel leer -
Und ich habe den Wunsch vergessen.
Jetzt ist es zu spät.
Wo man wohl hinkommt, wenn man so weitergeht?
Die Welt ist doch schön, wenn man nicht blind ist
Und irgendwo im Herzen ein kleines Kind ist.

Was gestern war ist schon Vergangenes,
Was morgen wird, kann ich nicht heute wissen,
Ich möchte die blassgelbe Wolke küssen -
Ich bereue nie Begangenes.
Auch bin ich immer nur Gast gewesen,
Und wäre heute so gerne
In der silbrigen Ferne
Zwischen Himmel und Meer zu Haus.

Läge an einem Ufer und sähe die Wellen schäumen -
Würde auch bald wieder von neuen Weiten träumen.
Mir wird so leicht fern-sehnsüchtig zu Mut
Wenn unter ziehenden Wolken die Möven kreisen.
Dabei gefällt es mir hier doch so gut
Und ich bliebe auch gerne
Gäbs keine Ferne . . .



Anita Coudenhove-Kalergi
geborene Neuber

- 1898 am 1. März in Wien geboren
Kindheit in Wien und Italien
Studium der Bildhauerei an der
Kunstgewerbeschule in Wien
- 1929 Heirat mit Karl Heinrich Coudenhove-
Kalergi
- 1929 – 30 Reise nach Australien
- 1930 – 34 Aufenthalt in Paris
Erste Schmuckarbeiten
- 1934 – 38 Wien
In diesen Jahren entstanden die
Erzählungen
in diesem Band
- 1938 Emigration nach Griechenland
- 1958 Erste Reise in die Schweiz
Ausstellung der Schmuckarbeiten und
«objets d'art» in Zürich, Ascona, Frankfurt
Athen und London
- 1976 – 81 in Kilchberg bei Zürich
- 1981 gestorben am 3. August